



Gorillas sind friedliche und verfressene Wesen.

MICHAEL SCHILLIGER

Hat mir der Gorilla zugezwinkert?

Beim Anblick von Gorillas in der freien Wildbahn erkenne man das eigene Ich, heisst es. Auf einem Trekking in Rwanda lässt sich diese Behauptung überprüfen. VON MICHAEL SCHILLIGER

Es raschelt, Äste knacken, dann ein Aufprall. Vor uns liegt ein Gorilla. Vom Baum gefallen, nicht gesprungen. Es ist ihm egal. Auch wir, die Gruppe von acht Touristen, zwei Führern und drei Trek kern, sind ihm komplett egal. Wichtiger sind die nächste Pflanze und ihre dicken, fleischigen Blätter. Er setzt sich hin, packt das Gewächs bei der Wurzel, reisst es aus und stopft es sich langsam, Blatt für Blatt, in den Mund.

Die Prioritätensetzung mag erstaunen. Aber für die Gorillas im Volcanoes-Nationalpark im Norden Rwandas ergibt sie Sinn. Zehn Gorillafamilien mit mehr als 150 Gorillas haben die Nationalparkmitarbeiter und Forscher an den Menschen gewöhnt. Sie stehen unter konstanter Beobachtung von Trekkern, die den Führern übermitteln, wo sich die Gorillas im 160 Quadratkilometer grossen Nationalpark aufhalten. Das vereinfacht für die Touristen die Wanderung – und schützt die Gorillas vor Wilderern.

Hinter mir höre ich den Kanadier Ben keuchen, als ob er im Himalaja 500 Höhenmeter erklommen hätte. Dabei sind wir bloss eine Stunde gewandert. Und seinen Rucksack hat er einem Träger anvertraut. Nur das Teleobjektiv, ein 30 Zentimeter langes, dickes, 1500 Franken teures Rohr, «extra für das Trekking gekauft», hat Ben auf der Wanderung nicht aus der Hand gegeben. Nun, da wir nur drei Meter vor einem Gorilla stehen, schaut er es etwas ratlos an und seufzt. «Was für eine Verschwendung. Wir sind viel zu nahe dran. So kann ich das gar nicht benutzen.»

Ignacious, einer der beiden Führer, scheucht unser kleines Grüppchen auf und treibt uns weg vom Gorilla, vorwärts ins Gebüsch, dem Trekker nach, der mit einer Machete das Gestrüpp kleinhackt.

Abstand einhalten

Nun stimmt der Abstand. Sieben Meter sollten es zwischen den weissen, unbehaarten und den Affen mit Pelz sein. Nicht zu unserem, sondern zu ihrem Schutz. Weil wir uns genetisch so nahe

sind, stellen Krankheiten des Menschen für Gorillas eine Gefahr dar. Ein Tourist, der sich wegen der Klimaanlage in der Lodge erkältet hat, könnte mit seinem Schnupfen oder einer ärgeren Krankheit eine ganze Gorillafamilie ausrotten. Bei der Besammlung vor dem Nationalparkzentrum waren wir denn auch gefragt worden, ob irgendjemand krank sei oder auch nur leicht erkältet. Man würde ihn dann bitten, hier auf die anderen zu warten. Keiner hatte sich gemeldet.

Vielleicht war das auch etwas viel verlangt gewesen. Die ganze Wartezeit über waren auf einem riesigen Bildschirm Nahaufnahmen von Gorillababys gezeigt worden. Eine Stimme aus dem Off hatte erklärt: «Den Anblick von Gorillas in freier Natur werden Sie ein Leben lang nicht mehr vergessen.»

Dann der Preis: 1500 Dollar kostet die Erlaubnis pro Person und Tag, Gorillas zu besuchen. Und Rwanda vergibt pro Jahr bloss 17 000 Permits. Da wegen eines Schnupfens spontan zu verzichten, erfordert ein fast schon übermenschliches Mass an Selbstlosigkeit und Ehrlichkeit.

Wieder raschelt es im Gestrüpp. Der Trekker hackt ein paar Äste weg. Da erblicken wir eine Gorillalady, ihr Junges auf dem Schoss. Sie stopft sich genüsslich Pflanzen in den Mund. Das ist ein spezieller Moment: Nicht bei jedem Gorilla-trekking bekommt man Junge zu sehen. Und dieses Junge hier ist erst zwei Wochen alt. Vielleicht sind wir gar die ersten Menschen, die es erblickt.

Jemand hatte mir erzählt, dass man beim Anblick von Gorillas das eigene Ich erkenne. Meine Erwartungen waren gross. Ich stellte mir vor, wie mein Leben vor mir vorbeiziehen würde und mir meine grössten Fehler und Versäumnisse wie Schuppen von den Augen fallen würden. Ich würde als geläuterter Mensch aus dem Urwald zurückkehren, mit einem Plan, einem Bewusstsein dafür, was ich war, als Individuum und als Vertreter meiner Gattung.

Doch davon passiert nichts. Stattdessen werde ich zur Seite geschoben. «Sorry, ein Foto, nur schnell, kannst du?» Es ist Suzanne, eine Wandergefährtin,

Eine Stimme aus dem Off hatte erklärt: «Den Anblick von Gorillas in freier Natur werden Sie ein Leben lang nicht mehr vergessen.»

die mir ihre Kamera in die Hand drückt und wenige Meter vor der Gorillamutter und deren Jungen in die Hocke geht.

«Peter und Isabelle, kommt her, wir wollen doch ein Familienfoto.»

Isabelle, ein etwa 13-jähriges Mädchen, in khakifarbene Hosen und Hemd gepackt und mit Safarihelm verkleidet, springt geschickt heran. Peter, sein Vater, dreht die Augen. Er weiss, dass die paar Meter den Hang entlang zu seiner Familie für ihn eine Herausforderung sein würden. Nicht weil er 65 Jahre alt ist oder gebrechlich – im Gegenteil: Peter ist ein prächtiger echter menschlicher Silberrücken, ein australischer Mann, der seine Masse mit Stolz trägt oder tragen lässt. Aber würden ihn die zwei Helfer, die er extra gebucht hat, damit sie ihn den gesamten Weg durch den Urwald bis hierher zu seiner Linken und zu seiner Rechten stützen, auch auf dem schmalen Pfad am Abhang sichern können?

Peter wankt langsam vorwärts, einer der Träger zu seiner Linken stapft mühsam durch das Gebüsch, aber wegen des Abhangs steht er zu tief, um Peter wirklich stützen zu können. Endlich kauert die Familie in der Hocke vor der Gorilla-

mutter und ihrem Jungen. Ich will abdrücken, doch in dem Moment stützt sich die Gorillamutter auf ihre Knöchel, dreht sich um und verschwindet mitsamt dem Jungen im Gebüsch. Hat sie mir zu vor noch zugezwinkert?

Ich bitte um Entschuldigung, dass ich den magischsten Moment der Familienferien nicht festgehalten habe. Aber Peter, Suzanne und Isabelle müssen sich keine Sorgen machen. Stand jetzt, können sie jederzeit zurückkommen. Denn die Gorillapopulation im Volcanoes-Nationalpark erholt sich langsam: 1981 schätzte man, dass noch knapp 250 Tiere am Leben waren. Bei den letzten Zählungen 2015 und 2016 kamen Forscher in Rwanda, Kongo-Kinshasa und Uganda auf knapp über 1000 Berggorillas.

Wilderei und regionale Konflikte

Die Weltnaturschutzunion führt den Berggorilla zwar auf der Roten Liste der bedrohten Arten immer noch als «stark gefährdet» – doch die Zahl ist ein Erfolg für die Arbeit der Tierschützer. Bis Ende der 1970er Jahre töteten Wilderer fast jedes Jahr zehn Gorillas – einerseits waren die Affen beliebt bei Trophäenjägern im Westen, andererseits war ihr Fleisch Nahrungsquelle und gesucht als Ingredienz für traditionelle Heilmittel. 1978 startete in Rwanda das erste Projekt, das die Habitate der Gorillas Touristen zugänglich machen wollte. Parkwächter drängten die Wilderer zurück. Doch die vielen regionalen Konflikte machten die Erfolge der Tierschützer immer wieder zunichte. Während des Genozids 1994 flüchteten Hunderttausende über die Grenze nach Kongo-Kinshasa, an den Rand des Nationalparks.

Rwanda und das Grenzgebiet in der Vulkanregion waren schon vor dem Genozid eine der dichtestbesiedelten Gegenden der Welt gewesen. Und eine der ärmsten. Die Flüchtlinge brauchten Platz für Felder. Und sie brauchten Holz für Hütten, Körbe und Feuer. Also rodeten sie Wald und drängten die Gorillas immer weiter zurück. Für die Gorillas folgten tödliche Jahre.

Mit den Einnahmen aus dem Tourismus versuchte die rwandische Regierung diese Entwicklung zu stoppen und die lokale Bevölkerung für den Tourismus und den Schutz der Gorillas zu begeistern. Heute gehen 150 Dollar von jedem Permit an die hiesige Bevölkerung, wichtiger aber ist, dass der Tourismus Arbeit bringt: 130 000 Leute sind in diesem Sektor tätig – so wie Patience, der andere unserer beiden Führer. Der ältere Mann stammt aus einem Ort in den umliegenden Hügeln. Bis 1996 arbeitete er als Primarlehrer im Süden des Landes. Doch dann waren Leute gesucht, die den Nationalpark nach dem Genozid wieder aufbauen würden. «Eine wichtigere Aufgabe», meint er.

Isabelle, das 13-jährige Mädchen mit dem Safarihelm, nickt beflissen. «Jedes einzelne Tier, das wir retten können, ist ein Geschenk», sagt sie. «Ich will auch einmal Tierschützerin werden.» Patience lacht laut und tätschelt den Safarihelm des Mädchens. Dann zeigt er auf das Gebüsch. «Schau, der Silberrücken kommt.»

Auf seinen Fäusten abgestützt, wackelt der Chef der Gruppe langsam auf uns zu. Er ist nicht riesig, aber massig. Ein pelziger Muskelberg, der eiförmige Kopf scheint grösser als mein Bauch. Ich überlege: Wie nahe wird er noch kommen? Wird er aufstehen und sich auf die Brust trommeln? Einen Schrei ausstossen, Isabelle mit seinen Pranken umschlingen und in die Baumwipfel entführen? Und dann? Werden Propellerflugzeuge zu Hilfe eilen und Isabelle aus den Fängen des Monsters befreien?

Nichts von alledem geschieht. Denn Gorillas sind keine Menschen, sondern friedliche Wesen, aber verfressen. Und so setzt sich der Silberrücken in etwa sechs Metern Entfernung auf seinen massiven Hintern und beginnt Pflanzen in sein Maul zu stopfen. Ich hatte vor der Reise irgendwo gelesen, Gorillas würden summen, wenn sie sich beim Essen entspannen. Doch der Silberrücken summt nicht. Irgendwie kann ich ihn verstehen.

Die Reise nach Rwanda wurde durch Let's go Tours, Schaffhausen, ermöglicht.